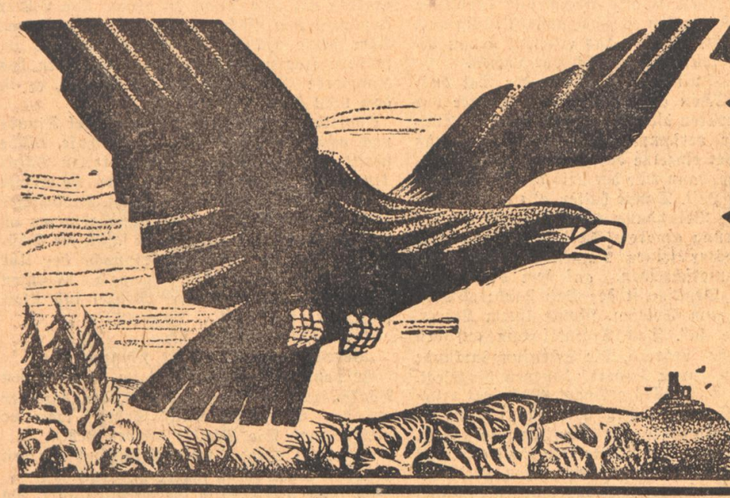
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

28 (15.7.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 28 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 15. Juli 1934

Das Tor zum Weltall

Wie oft haben wir nicht schon Träume gehabt, in denen wir von ungeheuerer Weltangst gepackt, durch unendliche Räume sausten oder Träume, in denen wir als Figuren eines früher gelebten Lebens auftraten, dessen Erinnerung plötzlich rätselhaft an einem Punkte aufsteigt, wo wir vor Altbekanntem, Wohlvertrautem stehen, ohne daß wir die Möglichkeit haben, festzustellen, wann und wie wir je einmal solche Bekanntschaft gemacht haben. Ein Menschengesicht, eine Landschaft, eine Stimmung, ein Geruch weckt in uns abgrundtiefen Anklang, dessen Wesen und Herkunft uns staunen macht, ja uns sogar zuweilen aufschreckt.

Was wissen wir Menschen, woher wir kommen und wohin wir gehen? Wir wissen nur die Güte und Herrlichkeit der Schöpfung und ihres Gottes. Und von den Stationen und Wandlungen, die das Leben im Weltall durchläuft?

Wir haben in vielen Generationen versucht, die Sternenwelt zu erforschen, um wenigstens einige Begriffe von der Ordnung der Unendlichkeit zu bekommen. Wir haben dabei nur Stückwerk erfahren können. Aber schon dieses Stückwerk ist so gewaltig, daß es uns höchste Ehrfurcht vor der Majestät des Weltalls einflößte. Die Sonnensysteme zeigen sich uns als ganz einmalige Weltallspersönlichkeiten bezw. Weltallsfamilien.

Der berühmte Naturwissenschaftler und Freund Goethes, C. G. Carus schreibt in seinen klassischen „12 Briefe über das Erdleben" von der Größe und Ordnung des Weltalls:

„Lernen wir, daß die uns am deutlichsten erscheinenden sogenannten größten Fixsterne oder richtiger Sonnen, die, welche ihre Individualität aus elementarem Lichtnebel am entschiedensten hervorgebildet haben, wie die glänzende Erscheinung des Syrius etwa, doch noch in so ungeheurer Entfernung schweben, daß man von keinem einzigen einen scheinbaren Durchmesser anzugeben vermochte, daß aber unabweisbare Rechnungen doch darauf führen, von vielen dieser Gestirne eine Größe anzunehmen, die unsere Sonne ebenso übertrifft, wie sie selbst etwa vom Durchmesser der Erdbahn übertroffen wird, so haben wir einen Zug dieses Bildes mehr, um zuerst das schon erkannte Ungeheure zum Ungeheuersten zu steigern. Endlich aber müssen wir zu der Betrachtung zurückkehren, welche uns alle möglichen Größen zuletzt wieder dadurch gewissermaßen gleichstellt, daß jegliche irgend denkbare Größe, gegen die absolute Unendlichkeit des Weltalls gehalten, wie wir wollen, entweder als Ungeheuer im Vergleich der Unendlichkeit der Kleinheit, oder als pygmäenhaft kleinste gegen die Unendlichkeit der Größe erscheinen muß.

Indes, je mehr wir so erkennen, wie das ursprünglich Eine sich auch in diesen Richtungen zur Mannigfaltigkeit zerlegt, und wie dann doch die Mannigfaltigkeit wieder stets innerhalb einer höheren Einheit sich bewegt, um so mehr steigert sich die Innigkeit der Bewunderung eines so außerordentlich entwickelten und schön gegliederten Lebens, und um so mehr fühlen wir uns gedrungen, auch unser eigenes Wesen demjenigen immer reiner und würdiger zu erschließen, von welchem Goethe sagt:

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Wenn wir so mit C. G. Carus die Größe der Welt ahnen und zugleich ihre geordnete Gliederung schauen, dann dürfen wir z. B. unser Sonnensystem als ein Ganzes aus der Größenordnung herausnehmen und für uns bewerten.

Erntetag im Schwarzwald

Ohne uns auf den Weg philosophischer Spekulationen zu verlieren, können wir doch feststellen, daß jeder religiös veranlagte Mensch sich einmal Gedanken darüber macht, in welchem Maße wir Gott in seinen Werken, in der Schöpfung suchen dürfen.

Unzählige haben Ihn im Reiche des Schönen, der Kunst, zuerst gefunden, Unzählige haben Ihn in Offenbarungen und Wundern im Reich der seelischen Erlebnisse erfahren, Unzählige aber auch haben Ihn in der strengen und doch gütigen und verschwenderisch reichen Natur lieben gelernt, wieder Unzählige haben Ihn in der historischen Einrichtung der Kirche aus Priesterhand vermittelt bekommen.

Immer aber sind es zwei Wegrichtungen, die zu Gott führen: nach innen in die Tiefe der Seelenwelt, nach außen in die Weite und Größe der Natur.

Auch diese beiden Wegrichtungen führen scheinbar auseinander. Tatsächlich sind sie nur Kennzeichen eines Ganzen als das Außen und Innen.

Wer möchte leugnen, daß der Mensch eine kleine Welt für sich ist mit feinster Gliederung schöpferischer Elemente und Ströme? Daß ein Volk wiederum ein überpersönliches Ganzes ist mit ebensolchen Gliederungen? Daß die Erde eine übervölkische Persönlichkeit des Sonnensystems ist mit ebensolchen Gliederungen? Daß das System unserer Sonne als Ganzes genommen wiederum eine überirdische Persönlichkeit des Weltalls ist mit ebensolchen Gliederungen?

Wer weiß, ob wir Erdegeschöpfe nicht so oft und lange immer wiedergeboren werden auf der Erde bis wir uns zur überirdischen Persönlichkeit der Spenderin unseres Erdlebens, der Sonne, vollendet haben, die für uns sodann zum Tor ins Weltall, zu weiterem Aufstieg in Gottesnähe würde?

Niemand weiß es. Alle Gläubigen aber wissen, daß wir aufsteigen können und sollen. Deutschlands neues und doch so uraltes Symbol ist das Zeichen dieses Aufstiegs, das Sonnenrad, das Hakenkreuz. Christus ist die Offenbarung der vollendeten überirdischen Persönlichkeit in unserm Sonnensystem. Er ist der Weg zum Tore ins Weltall, zum unendlichen Aufstieg in Gottesnähe.

Ernst Herold.

Aus dem Inhalt:

Stry zu Eulenburg: Das blaue Krokodil
J. M. Wiesel: Der bucklige Weinschenk
Erich Tüllner: Ernte im Gewitter
Norbert Jacques: Die chinesische Handtasche
G. A. Reiling: Hexen-Prozesse in Ersingen-Bilfingen
Robert Doldt: Stumme Zeugen aus kriegerischen Tagen
Dr. Paul Martell: Ostdeutsche Ordensburgen.

Worte Friedrich Theodor Vischers

Wie hoch steht ein spielendes Tier über einer Geldseele, hoch im Idealreich des Zwecklosen!

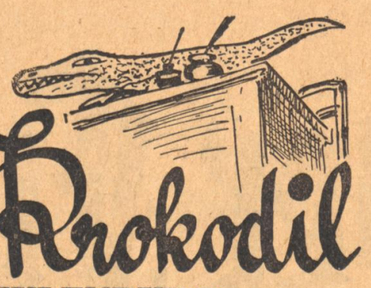
*

Wie oft in Gesellschaft, die sich für so recht gebildet und interessant hält, bei all dem Gerede und Feintun seufze ich innerlich: wenn doch nur ein Hund da wäre!

*

Je mehr getreuer Knecht, um so mehr bist du frei und Herr.

Das blaue Krokodil



VON STRY ZU EULENBURG

Sobald Engelbert Menzel am Morgen kurz vor acht Uhr das Lehrerzimmer betrat, verstummten seine Kollegen wie auf ein Zeichen hin und lächelten ihm entgegen:

„Guten Morgen Herr Kollege; hat Herr Sohn heute Nacht gut geschlafen?"

„Danke, meine Herren, danke!"

Ein Strahlen übertastete sein weiches Gesicht. Menzel stand an seinem Kleiderfach und vertauschte seinen schönen, schwarzen Rock gegen einen helleren, der vielleicht ebenso schwarz gewesen sein mochte, als die, aus der Zeit gewordenen Glanzflächen noch fehlten. Engelbert Menzel war fünfzig Jahre alt und seit zehn Monaten Vater eines Sohnes. Langsam streifte er die blütenweißen Manschetten ab und legte sie sorgfältig in das oberste Fach, die eine Manschette links, die andere rechts neben seinen steifen, runden Hut. Wie er zur Mitte des Zimmers zurückging, schloß er halb seine Augen und lächelte, weil er in Gedanken noch zu Hause bei seinem Kind war. Dann aber sah er mit einemmal wieder die freundlichen Gesichter der Kollegen und richtete sich auf: „Danke, meine Herren, e r ist nicht ein einziges Mal wach geworden in dieser Nacht, und als ich fortging schaute er mir nach, solange bis er mich nicht mehr sehen konnte."

„Oh, ein vielversprechender Sohn, wir gratulieren, Herr Kollege!" Engelbert Menzel war so vertieft in seine Freude und seinen Stolz, daß er den Spott seiner Kollegen nicht fühlte, wenn sie Fragen an ihn stellten; ob sein Kind heute Morgen die Milchflasche schön genommen habe, oder ob Herr Sohn, wie sie gewöhnlich sagten, schon wieder größer geworden sei. All diese Fragen beantwortete er stets bedächtig und gewissenhaft, mit einem leichten Beben in seiner sonst festen und tiefen Stimme.

So geschah jeden Morgen das Gleiche.

Schlag acht Uhr tönte eine Glocke durch das Haus. Es war das Zeichen oben für die Schüler, ihre Plätze in der Bank einzunehmen. Die Lehrer in ihrem Zimmer standen ruckartig auf, klemmten ein bestimmtes Lehrbuch unter den Arm und prüften mit einem Tasten nach der linken Brustseite, ob das Zensurheft an richtiger Stelle war. Dann nickten sie einander wortlos zu und gingen gemessenen Schrittes zu den Schülern.

Engelbert Menzel war Leiter der Klasse 4a. Vier volle Jahre schon, in ununterbrochener Folge betreute er seine zwanzig aufgeweckten Jungen, die alle ungefähr fünfzehnjährig im gleichen Alter standen. Es herrschte ein äußerst gesundes und glückliches Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, wie es sich im Laufe der Jahre ergeben hatte, weil Engelbert Menzel es nicht nur verstand, seinen Schülern durch möglichst freien Unterricht das Lernen zu erleichtern, sondern darüber hinaus an ihren Freuden und Schmerzen teilzuhaben suchte. Man kann sagen, daß die Schüler ihren Lehrer wie einen zweiten Vater schätzten.

Allerdings, seit ein paar Monaten war eine leichte Trübung aufgeschwommen. Engelbert Menzel selbst wußte weniger davon als seine Schüler, die ihn seit dieser Zeit mit ihren spähenden Blicken fast keine einzige Minute unbeobachtet ließen. Vielleicht spürten die Knaben jetzt das erstemal in ihrem Leben, was Eifersucht ist. Manchmal während des Unterrichts, ohne den angefangenen Satz fertig zu sprechen, stand Engelbert Menzel am Fenster und schaute auf die Straße hinunter. Dann lächelte er. Und jetzt erst wußten die Schüler, was der Lehrer mit seinen wachen Ohren dafür längst vor ihnen hörte, daß dort unten ein kleines Kind im Wagen vorbeigefahren wurde, das lachte vor Freude, oder mit lauter Stimme weinte. Dies war nicht alles. Seit Engelbert Menzel ein Kind hatte — die Schüler hatten es nicht von ihm selbst erfahren, sie dachten heute noch darüber nach, warum? — nahm er keinen einzigen mehr von ihnen mit zu sich nach Hause, um seine Steinsammlung oder interessante Bücher herzuzeigen. Außerdem, und dies wurde den Schülern am ersten gewahr, weil sie sich in ihrem Jungenstolz verletzt fühlten, sprach jetzt der Lehrer außerhalb des Unterrichts mit ihnen in einer Weise voll Besorgnis und Bekümmernis, als hätte er kleine, unbeholfene Kinder vor sich. Dieser letzte Punkt bildete auch in der Hauptsache den Anstoß zur Tat am Morgen des zwölften Juli.

Lange hatten sich die Schüler untereinander besprochen und wären darüber fast miteinander in Streit geraten, auf welche Weise sie ihrem Lehrer zeigen sollten, daß sie keine kleinen Kinder wären, sondern angehende junge Herren. Ein Aufstand in der Klasse 4a war ausgebrochen. Ein Teil der Schüler wollte seine kleinen Brüder und Schwestern mit in die Schule bringen und auf die Plätze in der Bank setzen. Wenn dann der Lehrer am Morgen in die Schule trat, würde er statt seiner Schüler nur kleine Kinder vorfinden. Deutlicher hätten die Schüler ihr Aufbegehren nicht zeigen können, ein Skandal für die ganze Schule wäre das gewesen, in seinen Folgen kaum abschätzbar. Und nur in der Angst vor dem Direktor und den anderen Lehrern der Anstalt wurde dieser Plan fallen gelassen. Dafür aber kam man auf eine andere Idee, die ebenso wirksam sein konnte, den Zweck zu erfüllen, und in ihrer Ausführung voraus hatte, daß der Platz der Demonstration gegen den Lehrer auf die eigene Klasse beschränkt blieb. Jeder Schüler opferte einen Betrag seines Taschengeldes. Mit einer runden Summe ausgerüstet gingen die zwei dafür auserwählten Schüler in einen Spielzeugladen. Nach langem Suchen fanden sie das Richtige. Es war ein Gummikrokodil, wie es Kinder zum Spielen in der Badewanne haben. Aufgeblasen war es ziemlich umfangreich; mit dem plumpen Körper, ganz in himmelblauer Farbe, mit kreisrunden, großen, weißen Augen und knallroten Pupillen darin, sah es sogar äußerst lustig aus.

Als es die Schüler das erstemal genau betrachteten krümmten sie sich vor Lachen.

Der 12. Juli war zum Tag der Tat auserwählt. Schon eine gute viertel Stunde vor acht Uhr waren die Schüler vollzählig im Klassenzimmer versammelt. Verabredungsgemäß mußte jeder einzelne der zwanzig Schüler einmal blasen, dann war der Leib des Ungeheuers prall voll Luft. Damit hatten alle aufs Feierlichste ihre Bekundung zur Teilnahme an der Verschwörung gegeben. Schließlich mußte noch jeder Schüler seinen Namen auf ein Blatt Papier unterschreiben, auf dem breit, mit schwarzer Druckschrift der Satz stand: „Dieses Krokodil zum Spielen, schenkt ihrem Lehrer, die Klasse 4a". Das Krokodil kam auf den Katheder des Lehrers. Die Schenkungsurkunde wurde in einem Kuvert daneben hingelegt.

Soweit hatte alles geklappt. Noch jetzt mußten die Schüler lachen, wie das ungefügige Tier vom Katheder zu ihnen herunterstarrte. Oh, wenn jetzt dem Lehrer kein Licht aufging? Man überlegte, was er wohl sagen wird. Sicher bei all seinem Nachsehen ihnen gegenüber, soweit würde er es auf keinen Fall kommen lassen, daß man ihn ungestraft verspotten konnte. Jetzt war der Augenblick gekommen, da er zornig mit der Faust auf den Katheder schlagen mußte. Und nur darauf warteten die Schüler, um dann gemeinsam von den Plätzen aufzustehen und es ihm zu sagen: „Wir sind Fünfzehnjährige und keine kleinen Kinder!"

Das war dieser 12. Juli.

Schon hatte die Glocke Schlag acht Uhr, wie jeden anderen Tag, den Schülern das Zeichen gegeben auf ihre Plätze zu gehen. Die Lehrer klemmten ihre Bücher unter den rechten Arm. Aber heute nickten sie sich nicht wortlos zu, sondern fragten einander beim Verlassen des Zimmers: „Wo bleibt Kollege Menzel, er ist doch nicht krank?"

Engelbert Menzel betrat eine viertel Stunde nach acht Uhr das Gebäude der Schule. Müde schritt er einher, blaß und mit breiten Schatten unter den Augen, deutliche Merkmale einer durchwachten schweren Nacht. Bedächtiger als sonst verrichtete er seine Handhabungen im Lehrerzimmer. Wie auf Kohlen saßen die Schüler von 4a, alle Augenblicke nach der Uhr schauend, stellten sie fest, zwanzig Minuten Verspätung, als Engelbert Menzel ins Klassenzimmer trat.

Die Schüler erhoben sich.

„Setzen" sagte Engelbert Menzel.

Er nahm den mittleren Gang zwischen den Bänken zum Katheder. Die Augen hatte er auf den Boden gerichtet. „Setzen" sagte er noch einmal. Die Schüler blieben stehen.

Engelbert Menzel wollte sein Buch auf den Katheder legen — da sah er das Krokodil.

Er sagte nichts. Sein Gesicht blieb starr. Da bemerkte er den Briefumschlag, öffnete ihn und las den Zettel. Langsam hob er den Kopf und wandte jetzt das erstemal den immer noch aufrecht stehenden Schülern seinen vollen Blick zu. Es war ein leuchtend reiner Blick, aus dünnfarbenen, blauen Augen.

„Ihr dürft euch setzen", sagte Engelbert Menzel ein drittesmal. Die Schüler sahen einander erst unsicher an, dann ging einer nach dem anderen auf seinen Platz nieder.

Engelbert Menzel legte seine blassen, müden Hände auf das Krokodil. Wie er damit tastend über den prallen Leib hinwegfuhr, wurde war sein Blick auf die Schüler gerichtet. Die ein seltsames Streicheln daraus. Immer noch Schüler aber hatten den Kopf gesenkt und schauten starr auf die grünpolierte Fläche ihrer Schreibpulte. Engelbert Menzel wollte anfangen zu sprechen. Es gelang ihm nicht, nur drei Worte brachte er über die Lippen:

„— für mein Kind!"

Die Schüler hoben ihre Köpfe. Sie wollten aufspringen, dem Lehrer sagen, daß er im Irrtum war. Um ihn zu verspotten hatten sie das Krokodil gekauft, nicht um es seinem Kind zu schenken!

Als sie ihrem Lehrer in die Augen schauten, sahen sie, daß Engelbert Menzel vor Freude weinte.

Da blieben sie sitzen, stumm sitzen. Eine Kraft fühlten sie, die stärker war als ihr junger Stolz.

Und Engelbert Menzel streichelte weiter das Krokodil und fing an mit seiner wärmenden Stimme den Schülern zu erzählen.

„Oh", sagte er, „ich weiß, ihr wollt nichts von Dank wissen, meine Freude ist so groß, daß ich selbst verlegen bin und nicht weiß, wie ich euch danken soll. Ich habe euch bis heute nichts von meinem Kind gesagt, weil ich glaubte, ihr seid noch nicht groß genug, um mein Glück verstehen zu können. Mein ganzes Leben lang habe ich die Kinder geliebt und bin deswegen Lehrer geworden. Ich habe Freundschaft mit den Schülern geschlossen, mein Herz an sie gehängt, aber das dauerte nur ein paar Jahre, dann verließen die Schüler die Schule — und auch mich. Ich wurde vergessen. Fünfzig Jahre bin ich alt — da hat mir Gott vor zehn Monaten ein eigenes Kind geschenkt."

Jetzt saßen die Schüler aufrecht in ihren Bänken und konnten geraden Blickes ihrem Lehrer in die Augen schauen.

Engelbert Menzel trug ein gleisendes Lächeln im Gesicht, als er weitersprach:

„Jetzt kann ich euch sagen, warum ich heute zu spät zum Unterricht gekommen bin. Die ganze Nacht habe ich kein Auge zugemacht. Mein Kind war krank, die ganze Zeit weinte es und schrie. Einen großen Schmerz mußte es fühlen, ich aber konnte nicht finden was ihm fehlte. Gegen Morgen kam der Arzt. Er lachte nur und ließ meinem Kind sein Mündchen öffnen. Einen ganz winzig kleinen, weißen Punkt sah ich da. Das war alles. Heute Nacht hat mein Kind seinen ersten Zahn bekommen."

Engelbert Menzel lachte laut. Die Schüler lachten mit vor Freude, sie konnten gar nicht anders, so stolz waren sie mit einemal auf den ersten Zahn des Kindes von Engelbert Menzel. Und das Krokodil auf dem Katheder gehörte dem Kind, nie war es anders, sie selbst glaubten es. Dann gab Engelbert Menzel noch jedem einzeln die Hand, nannte ihn beim Vornamen und sagte noch einmal: „Viel größer seid ihr, als ich geglaubt habe, angehende, junge Männer seid ihr!"

Und schon am nächsten Tag hatte die Klasse 4a Gelegenheit, dies zu beweisen. Als die Unterrichtsstunde aus war — boten sich alle Schüler an, dem Lehrer das Krokodil nach Hause zu tragen — und nichts war selbstverständlicher als dies. Das aber sahen die anderen Schüler der Anstalt, besonders die, aus der Parallelklasse 4b wußten am meisten zu spotten. „Ihr und euer Lehrer bleibt immer kleine Kinder, jetzt spielt ihr sogar schon mit einem Gummikrokodil in der Klasse!" sagten sie.

„Das geht euch gar nichts an!" antworteten die jungen Herren von 4a.

Am nächsten Tag brach unversehens im Schulhof eine große Schlägerei zwischen der Klasse 4a und b aus.

Die Männer von 4a siegten.

Ihr Schlachtruf war: „Hoch das blaue Krokodil!"

Der bucklige Weinschenk

Eine wahre Geschichte von J. M. Wiesel

Zwischen dem Esquilin und dem Viminal bildet der hügelige Boden Roms eine Mulde. Im Altertum trennte ein rauschender Bach die beiden Hügel. Heute ist alles überbaut und nichts mehr erinnert an das einstige sumpfige Tal. Mitten in dieser Mulde liegt ein Gäßchen in dem sich Osterien an Weinkneipen und Schankstätten reihen, weil vor einigen Jahrhunderten einmal ein gutgelaunter Pontifex den Wirten in dieser Gasse Steuerfreiheit gewährte. Hier liegt auch eine uralte Kneipe, die den stolzen Namen Osteria dell' Annibale führt. Die Hannibalskneipe ist ein Ueberbleibsel aus einer romantischen Zeit. Möge sie schmutzig sein, der Rebensaft, den die schöne Wirtin kredenzt ist edelster Rasse und trägt stolze Namen, die wohl klingen, wie der Klang der gefüllten Becher. Von goldener Farbe ist der Weiße, der an Frascatis Hängen gewachsen ist. Vollblütig der Rote, der aus den Albanerbergen stammt.

Den Mittelpunkt der Weinschenke bildet aber Pietro der bucklige Weinschenk. Mit seinem runzeligen, vergilbten Gesicht, ähnelt er eher einer aus einem altrömischen Sarkophag entstiegenen Mumie, als einem lebenden Menschen. Aber wenn er am Abend in einem alten Sessel thronend wie ein König seine Pfeife raucht und sich seine lebensmüden, fast erloschenen Augen am feurigen Frascati wieder entzünden, hört man erstaunt seine kräftige Stimme ertönen. Ist Pietro aber erst in der richtigen Stimmung, dann erzählt er seinen Gästen merkwürdige Geschichten aus seinem langen Leben.

Es war um das Jahr 1865. Pietro war gerade 18 Jahre alt geworden, als seine Heimat Frascati von einem schweren Erdbeben heimgesucht wurde. Tagelang litt die Bevölkerung unter einem Alpdruck. Dieses Naturereignis machte Pietro aber ganz plötzlich zum Mittelpunkt seiner Mitbürger. Eine gewisse Berühmtheit hatte Pietro allerdings schon vorher. Wenn er Sonntags mit seinen Kameraden auf der großen Promenade spazieren ging, kreuzten sich oft verschämte Mädchenaugen mit seinem Jünglingsblick. Manchmal steckten die jungen Schönen ihre Köpfe zusammen, kicherten und lachten laut. Diese Aufmerksamkeit der Frascatener Mädchen schmeichelte seine Eitelkeit aufs Höchste, obwohl er nur zu gut wußte, daß diese nicht seinen männlichen Reizen, sondern nur seinem gigantischen Buckel galt, welchen groß und gewaltig ihm die Mutter Natur auf den Rücken gesetzt hat.

Es muß hier eingefügt werden, daß es damals genau so wie heute überall im Lande Lottospielbanken gab, in denen jede Woche einmal die spiellustige Bevölkerung, die Glücksgöttin versuchte. Dieses Lottospiel, das dem Staate jährlich viele Millionen einbringt, ist bekanntlich das Lieblingsspiel der Italiener. So spielen auch die Frascataner seit alther ihre Nummern. Jedes, selbst das kleinste Erlebnis, dient zum Anlaß, das Glück zu versuchen. Stets spielt dabei auch eine Menge Aberglauben mit. Der eine deutet seinen Traum und setzt auf die Zahlen, die seine Traumgestalten personifizieren, der andere entnimmt aus dem Hinscheiden einer teueren Angehörigen die Nummern zum Spiel, denn der Tod soll Glück im Spiel bringen. Wieder andere lesen die Zahl, die ihnen Reichtum bringen soll, in den Sternen oder in der Zu- und Abnahme des Mondes. Diesmal diente das Erdbeben dazu, dem ganzen Ort die Gewinn-Nummern zu sichern. Nach einem uralten Brauche deutete man nämlich das Erdbeben mit der Nummer 60, Unglück, denn ein solches ist ein Erdbeben doch immer mit der Nummer 40. Um das Terno, d. h. 3 Nummern voll zu machen, denn auf ein solches muß man schon setzen, wenn der Gewinn von Bedeutung sein soll, fehlt hier nur die dritte Nummer. Man pflegt da meist das Symbol des Glücks zu wählen um ganz sicher zu gehen.

Die Landsleute Pietros erinnerten sich nun an dessen Buckel und weil das Berühren eines Buckels glückbringend sein soll, spielten die Leute von Frascati als dritte Nummer noch die Nummer des Buckels. Da zum Spielen dieser Nummer aber auch das Berühren des Buckels gehört, Pietro aber in ganz Frascati damals der einzige Buckel war, begann jetzt eine wilde Jagd auf Pietro, den Buckligen, um vor dem Spiel des Terno seinen Buckel berühren zu können. Ueberall suchte man ihn an jenem Tage. Nirgends war er sicher und der ganze Ort lag ihm damals zu Füßen um seinen Buckel berühren zu können. Selbst Frascatis Schönheiten, die ihn so oft verspotteten und kichernd auf seinen Höcker zeigten, versäumten es ebensowenig seinen Buckel zu betasten, wie die Honoratioren des Städtchens. Alles setzte auf das Terno, denn alle hatten Pietros Buckel berührt. Sollte er da allein der Lockung widerstehen, wo ihm das gütige Geschick noch den glückbringenden Buckel auf den Rücken gesetzt hat? Durfte er zusehen wie ganz Frascati durch seinen Buckel sich bereichert, während er weiter ein armer Buckliger bleibt? Nein, einer solchen Versuchung konnte er nicht widerstehen, glaubte er doch den Wink des ihm gut gesinnten Schicksals richtig zu verstehen. Er suchte deshalb seine sauer ersparten Groschen zusammen um ebenfalls zu spielen. Aber plötzlich sah er sich einer ungeahnten Schwierigkeit gegenüber. Wie sollte er es machen, seinen Buckel zu berühren. Tagelang krümmte und reckte er sich nach allen Seiten, bog er seine Arme und versuchte auf hundert verschiedene Arten und mit allen nur möglichen Windungen seinen Buckel mit der die Nummer spielenden Hand zu berühren. Es hätte ja gnügt, mit der Spitze eines Fingers seinen Höcker zu betasten, um den Erfordernissen zu genügen, aber alle seine Versuche blieben erfolglos. Es gelang ihm nicht seinen Buckel zu berühren und so kam der Tag der Ziehung heran. Pietro spielte noch im letzten Augenblick das Terno und ersetzte die Buckelnummer mit einer anderen glückverheißenden Zahl. Aber es hatte ihm nicht genützt. Die Glücksgöttin hatte ihn zum Narren gehabt. Ganz Frascati gewann, denn das Terno mit der Buckelnummer wurde gezogen, nur er ging leer aus, denn seinem Spiele fehlte die Nummer seines Höckers. Ein Goldsegen wurde von der launischen Lotteriegöttin über die Stadt im Albanergebirge ausgeschüttet, nur Pietro der Buckel erhielt nichts.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 28 — 15. Juli 1934

Das erste internationale Schachturnier des Großdeutschen Schachbundes

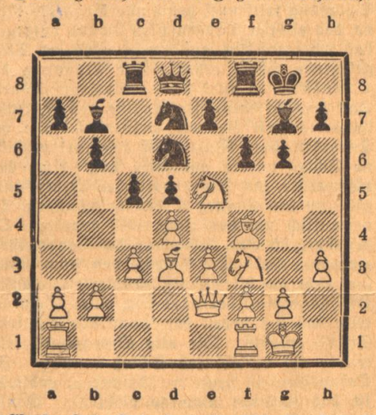
fand in Bad Niendorf statt. Die deutschen Vertreter haben sich ausgezeichnet geschlagen; wenn auch der bekannte Schwede G. Stahlberg den ersten Preis gewann, so folgen ihm doch dichtauf zwei Deutsche: K. Richter und Ahues. Der Schlußstand war: 1. Stahlberg 8 Punkte, 2. Richter 7½, 3. Ahues 6½, 4 und 5 geteilt Nielsen (Dänemark) und Reinhardt mit je 6, 6. und 7. geteilt Stoltz (Schweden) und Lange mit 5½ Punkten. Es folgen mit 4½ Punkten Andersen, Brinkmann und Rasmussen, Koch mit 4 und Halvorsen mit 3½ P. Der junge Chemiestudent W. Lange aus Essen hat seine Teilnahme vollständig gerechtfertigt. Dem Schweden Stoltz, der gegen Großmeister schon beachtliche Erfolge aufzuweisen hat, nahm er folgende schneidige Partie ab:

Damenbauernspiel

Weiß: Lange Schwarz: Stoltz

1. d2—d4, D7—D5; 2. Sg1—f3, c7—c5; 3. c2—c3, Sb8—d7 (auf d4:c5 berechnet, diesen Gefallen tut er ihm natürlich nicht); 4. Lc1—f4, Sg8—f6; 5. e2—e3, g7—g6; 6. Sb1—d2, Lf8—g7; 7. h2—h3, 0—0; 8. Lf1—d3, b7—b6; 9. Dd1—c2, Lc8—b7; 10. 0—0, Ta8—c8; 11. Sf3—e5, Sf6—e8; 12. Sd2—f3, Se8—d6; 13. Dc2—e2 (diesen Zug hätte sich Weiß sparen können, wenn er schon im 9. Zug nach e2 mit der Dame gegangen wäre); f7—f6? (Eine bedenkliche Schwächung der Königsstellung, die Weiß sofort energisch ausnützt).

Stellung nach dem 13. Zug von Schwarz:



Weiß: Kg1, De2, Ta1, f1; Ld3, f4; Se5, f3; Ba2, b2, c3, d4, e3, f2, g2, h3.
Schwarz: Kg8, Dd8, Tc8, f8; Lb7, g7; Sd6, d7; Ba7, b6, c5, d5, e7, f6, g6, h7.

14. Se5:g6, h7:g6; 15. Ld3:g6, e7—e5; 16. d4:e5, Sd7:e5; 17. Sf3:e5, f6:e5; 18. De2—h5! Tf8:Lf4 (Schwarz sieht sich schon gezwungen, die Qualität zu geben, um das Schlimmste abzuwenden.)) 19. e3:f4, e5:f4; 20. Tf1—e1, Dd8—f6; 21. Ta1—d1, Sd6—f7; 22. Td1—d2, Sf7—e5; 23. Lg6—f5, Df6—f7? 24. Dh5:f7, Kg8:f7 (der Anprall der weißen Figuren ist zwar abgewehrt, aber jetzt siegt die Materie); 25. Lc8:, Lc8; 26. Td5:, Ke6; 27. Td8, Lb7; 28. Ta8, Kd6; 29. Ta7:, Sd3; 30. Td1, c4; 31. b3!, b5; 32. a4!, Lc5; 33. a:b, Lb5:; 34. Ta5! Aufgegeben.

Lösungen

Probl.-Nr. 15 K. Erlin 3.er: Kf1, De2, Tf6, Lg8, Sg6; Bb6, g5, h2, h4; Ke4, La2, b6; Sb6, Ba5, c4, c5, d4, e3, f5, g4, h3. 1. Kf1—g1! Droht Df1 usw. 1.... g3 2. Lb5+ Kd5: 3. Df3 Matt 1.... d3 2. Dg4:+ f:g 3. Tf4 Matt 1.... c3 2. Tf5: Kf5: 3. Dd3 Matt. Ein sehr reichhaltiges Problem, leider hat es einen unliebsamen Vorgänger, wie uns G. Becker mitteilt, deswegen mußte ihm auch der 1. Preis wieder aberkannt werden. Der Vorgänger J. Svejda in „Das neue ill. Blatt" 1898: Kf1, De2, Tf6, Ld6, g8; Bg5, h4; Ke4, Lb6, Sb2, Ba4, b5, d4, d7, e3, f5, g4 3.er 1. Kf1—g1! Wie wir sehen, sind die Stellungen und der Lösungsverlauf der beiden Aufgaben einander sehr ähnlich. Svejda ist sogar mit weniger Material ausgekommen und ist so zu einem gefälligen Aufbau gelangt.

Probl.-Nr. 16 B. Uhlela 3.er: Kf7, Dh7, Ta8, b5; Lf3, Sd1, f1; Kd4, Tg1, Lg3, Sc5, g7; Bc3, c4, f6, h5. 1. Lf3—b7! 1.... Sb7: 2. Dd3+! 1.... Sf5 2. Df5: Le5 3. Df2 Matt 1.... Ke5 2. De4+

Dieser verführungsreichen Aufgabe wurde nachträglich der 1. Preis im Problemturnier der WLZ. zuerkannt.

Probl.-Nr. 17 A. Chicco 2.er: Kb7, Dh6, Tc8, g6; La6, h2; Sc7, f4; Bb2; Kc5; De4, Te1, Lg1, Ba4, a5, b3, d5, f5. 1. Tg6—g4!

Probl.-Nr. 18 E. Salardini 2.er: Kg7, Dh2, Te2, f6, La2, b2; Sc7, Bc5, g4; Ke5, Db3, Tf1, Le4, Sd4, f4; Ba4, e6, h3. 1. Tf6—h6! Fesselung und Entfesselung.

Probl.-Nr. 19 Köbele 3.er: Ke1, Df7, La4, Se5, Be4; Kc3. 1. Se5—c6! 1. . . . Ke4: 2. Lc2+ 1. . . . Kd3 2. Ld1!

Probl.-Nr. 20 J. Schmidt 3.er: Ka4, Dh5, Tc1, f4; Lf1, Sd5, g5; Bb2, c3, c4, d3; Kc5, De6, Tf6, g3; Ld4, Sb3, c2; Ba7, b4, c6, d6. 1. Dh5—f7! 1 . . . Td3: 2. c3: b4+ (Leider geht auch Ld3:) Kc4: 3. Se3 Matt! In der Anfangsstellung ist das Feld e3 von vier schwarzen Figuren überdeckt, in der prächtigen Schlußstellung sind die vier Wächter gefesselt.

Richtige Lösungen sandten ein: Dr. H. Wenz-Pforzheim alles; O. Ruthardt 17; E. Mosetter 15 und 18; K. Berlinghof 15 und 16; K. Roser 15 und 16.

Briefkasten

M. D. Offenburg und E. K. Freiburg: Besten Dank für Partie, wird gebracht.

Der Boxkampf

Von Jo Hanns Rösler

Die Arena Arriergarde in Newyork war zum Brechen voll. Fünfzigtausend Menschen waren erschienen, um den Kampf um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht beizuwohnen. Die Funkstationen der Welt, die Reporter der Erde hatten sich vollzählig eingefunden. Es kämpfte der Negerschwergewichtsmeister Kißmybackside gegen den Schwergewichtsmeister Europas, den Italiener Donizetti. Der Kampf ging über zwölf Runden, harte Bandagen, vier Unzen. Die Eintrittskarten kosteten von zehn bis tausend Dollars, wobei man erst von den Plätzen von hundert Dollars aufwärts einen Blick in die Arena hatte. Im Umkreis von einem Kilometer parkten zwölftausend Autos aus Franzisko, Boston, Philadelphia und Chicago.

Vor den Eingangstoren zur Arena tobte eine tausendköpfige Menge. Man drängte, man schrie, man boxte, um einen halben Zentimeter näher dem Eingang zu sein. Man bot Unsummen für den bescheidensten Platz, es war umsonst. Obwohl die Polizei mit Güte, mit Vernunftgründen, mit Gummiknüppeln versuchte, die Menge zu zerstreuen, es gelang nicht. Die Menschen harrten aus, hofften auf einen glücklichen Zufall. An einzelnen Stellen kam es zu Handgemengen, Temperamente stießen aufeinander, Fäuste flogen durch die Luft, Rettungswagen führten die Opfer hinweg.

Die Rahmenboxkämpfe hatten bereits begonnen, aber kaum jemand interessierte sich für die Vorgänge, zwei blutige Knockoutsiege lösten nur schwachen Applaus aus. Alles wartete gespannt auf den Hauptkampf des Tages, auf den Kampf um die Weltmeisterschaft.

Inzwischen ging es vor den Toren hoch her. Immer wieder versuchte einer, den Polizeikordon zu durchbrechen, sein Versuch endete im Rettungswagen. Besonders hart trieb es eine Gruppe von Italienern, von denen einige unausgesetzt schrieen und gestikulierten. Einem Italiener, einem hübschen Burschen, rannen Tränen der Wut über die Wangen, er kämpfte wie ein Löwe um Einlaß. Aber schon riefen vier Neger dazwischen, man verstand kein Wort. Fast schien es, als könne der Italiener schon eindringen, als ihn der Größte von den Negern mit einem harten Upercut zu Boden streckte. Von seinen Freunden gestützt, erhob sich der Italiener wieder und landete seinerseits einen kräftigen Kinnhaken in des Negers Visage. Der Andere schüttelte sich und deckte den Italiener mit schnellen, kurzen Schlägen zu. Der Neger mußte einen linken Schwinger einstecken, der ihn ins Wanken brachte, gerade in der Minute, als seine Rechte hart des Italieners Kinn traf. Und als den aufgestellten Lautsprechern gellende Sirenenpfiffe ankündigten, daß in wenigen Minuten der Weltmeister-Match beginnen werde und eine plötzliche Stille eintrat, wurde der Italiener und der Neger als Opfer des Kampfes um den Eintritt weggetragen.

Die Lautsprecher schwiegen.

Plötzlich klangen sie wieder auf: „Achtung! Achtung! Der Beginn des Kampfes wird sich um einige Minuten verzögern. Die beiden Boxer sind augenblicklich nicht zu finden, ihre Garderoben sind leer — wir bitten um Geduld. Achtung! Soeben empfangen wir eine telefonische Nachricht".

Es folgten zwei Minuten völliger Stille, zwei Ewigkeiten.

Dann vernahm man:

„Achtung! Wir erfahren soeben, daß die beiden Boxer, der Neger Kißmybackside und der Italiener Donizetti den Match heute nicht austragen können. Sie verspäteten sich beide und kamen zu einer Zeit vor die Arena, als niemand mehr eingelassen wurde. Sie kämpften verzweifelt um Einlaß, suchten sich vergeblich verständlich zu machen. Der Zufall aber wollte es, daß sie sich gegenseitig — ohne sich zu kennen — vor dem Eingangstor A unserer Arena im Handgemenge knockout schlugen. Sie liegen zur Zeit in einem Zustand im Spital, der es ihnen vor drei Monaten kaum erlauben wird, nochmals gegeneinander anzutreten."

Zwei heimliche Vögel

Es gibt einige „heimliche" Vögel, die dem Stadtbewohner fast oder ganz unbekannt sind.

Dazu gehört der „Neuntöter", der auch „Würger" oder „Dorndreher" genannt wird. Schon diese Namen bezeichnen ihn gut. Wo am Rande der Feldgehölze und der Laubwälder die Hecken wuchern, wo Ginster-, Schleh- und Weißdornsträucher stehen, da treibt der „Würger" sein Wesen.

Wenn man die Hecken durchsucht, dann findet man leicht die „Fleischkammer", die „Folterkammer" dieses heimlichen Gesellen. An Dornen festgedreht oder aufgespießt hat der „Dorn-Dreher" da allerlei Getier: Heuschrecken, Hummeln, Maikäfer, Maulwurfsgrillen, Raupen und kleine Frösche. Manchmal zappelt aber auch eine junge Maus oder ein junges Vögelchen an einem großen spitzen Dorn.

Der Neuntöter ist nicht größer als eine Feldlerche; wenn er sitzt, hat er die Haltung eines kleinen Raubvogels. Die Spitze seines Oberschnabels ist hakenförmig gekrümmt; das Gefieder liegt aalglatt, blank und schmuck an der kräftigen Vogelgestalt. Besonders hübsch nimmt sich die weiße Kehle und die rosig angehauchte Brust aus, dazu der stumpfblaue Oberkopf und Hinterhals, sowie das schöne Rostbraun des Rückens, wahrlich dieser kleine Räuber ist einer unserer schmucksten Vögel.

Wie die genauen Magenuntersuchungen gewissenhafter Forscher ergeben haben, ist der Neuntöter ein eifriger Insektenjäger. Er vertilgt dabei Maikäfer, Rüssel- und Bockkäfer, ebenso wie die nützlichen Totengräber, Laubkäfer und Erdhummeln.

Allerdings die Beobachtungen, die der Jäger auf lautlosem Pirschpfade macht, stehen manchmal im Gegensatz zu dem Ergebnis, daß der Dorndreher nur Insekten-Vertilger sei. Wer gesehen hat, wie der kleine Räuber ein junges Rotkehlchen beim Kopf ergreift, es aus dem Nest schleudert, sein armes Opfer nach seiner Folterkammer schleppt, und ihm dort mit kräftigem Ruck den spitzen Schlehdorn durch den Hals treibt, der weiß, daß der Neuntöter auch ein rechter „Würger" für die Vogelwelt ist. Da kann man beobachten, wie er mit großer Sicherheit seiner im Todeskampfe zappelnden Beute zunächst die Schädeldecke einschlägt, um zu seinem Leckerbissen, dem Gehirn zu gelangen, oder man findet junge Sperlinge, Grasmücken, selbst junge Rebhühnchen aufgespießt mit einem Geschicke, das erkennen läßt, daß der „Würger" sein grausames Handwerk „berufsmäßig" betreibt.

Weitverbreitet ist der Volksglaube, daß die Mordlust des Neuntöters erst dann gestillt sei, wenn er „neun" Jungvögel oder andere unschuldige Opfer aufgespießt habe. Auch betöre er kleine, dem Nest kaum entflogene Vögelchen dadurch, daß er die Stimme ihrer Eltern in täuschendster Weise nachahme. Daß der Neuntöter dieses Nachahmen in meisterhafter Weise versteht, wird jeder Pirschjäger bestätigen. Hinter deckendem Gezweig hört er plötzlich Töne, wie die der Nachtigall, dann wie vom Lied der Schwarzamsel, oder des Baum-Piepers. Dann folgen schnell verschiedene Lockrufe, wie die der Wachtel, des Kuckucks, des Bussards. Allerdings wird dieses ganze Durcheinander mit ziemlich schwacher Stimme vorgetragen. Wie der regungslos verharrende Jäger bald feststellen kann, ist der vielseitige Tonkünstler unser kleiner Raubritter.

Als Nest-Vogel ist der „Würger" sehr ordentlich, Vater und Mutter sind eifrig um die grauen Dunen-Jungen bemüht, und, merkwürdiges Spiel der Natur, gerade der Neuntöter wird häufig von dem Kuckucks-Weibchen auserseh en, ihr Ei auszubrüten.

Nur kurze Zeit, vom Mai bis Ende Juli, Mitte August, weilen die Neuntöter bei uns, dann ziehen sie gen Süden. Wenn das Laubwerk an den Hecken licht wird, dann findet oft auch mancher Wanderer die „Fleischbank", die „Folterkammer" des Würgers, mit den Resten der aufgespießten Opfer.

*

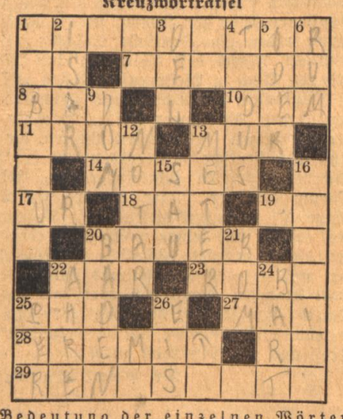
Der andere heimliche Vogel ist der Kuckuck. Es gibt wenige Stadtbewohner, denen es vergönnt war, den Kuckuck in der Nähe zu beobachten. Er ist der „Zauber-Vogel", der sich nach dem Volksglauben unsichtbar machen kann. Er weissagt Liebenden, wie lange sie noch bis zur Hochzeit warten müssen, kündet, wie viele Jahre man noch lebe. Um Tiburtius (14. April) herum ertönt zum ersten Male alljährlich das fröhliche „Kuckuck" dieses Frühlingsboten und Hochzeitskünders durch den stillen, eben zu neuem Leben erwachenden Wald. Um Johanni (24. Juni) verstummt er; bei den Bauern meiner Heimat ist der Glaube verbreitet, daß er sich dann in einen „Sperber", „Habch" (Habicht) verwandelt. Er ist in der Vogelwelt der Betrüger und der Betrogene, der im Bunde mit dem Teufel stehe, dem er als „Teufels-Küster" verschrieben sei. Er soll den Wiedehopf zum Knecht haben, alle kleinen Vögel seien ihm als dienstbare Geister untertan. Das Kuckucksweibchen legt bis in den Juli hinein etwa 20 Eier und, wie man weiß, immer einzeln in die Nester fremder Vögel, der Singdrossel, des Waldlaubvogels, der Bachstelze, des Rotkehlchens, des Zaunkönigs und, wie schon gesagt, eigentümlicherweise mit Vorliebe in das Nest des Neuntöters.

So ist der Kuckuck wohl der einzige Vogel, der der Liebe der eigenen Eltern entbehren, denn nicht diese ziehen ihr eigen Fleisch und Blut groß, sondern die Pflege-Eltern füttern ihn, bis er sich selbst ernähren kann.

Dr. Ludwig Roth.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel

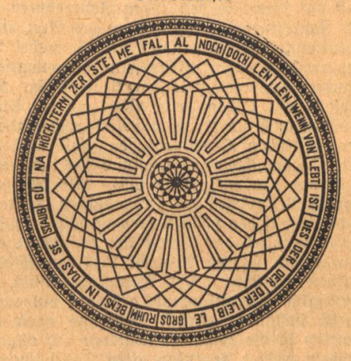


Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Pferderennbahn, 7 Beiname des Achill, 8 Erfrischung, 10 Verpackungsart, 11 Nutz- und Zierpflanze, 13 Fluß in der Steiermark, 14 Gesetzgeber der Juden, 17 ausgestorbenes Wild, 18 Handlung, 19 französische Insel, 20 Schachfigur, 22 Raubvogel, 23 Wasserpflanze, 25 Sohn Jakobs, 27 Monat, 28 Einsiedler, 29 Stadt in Schleswig-Holstein;

b) von oben nach unten: 1 Prophet, 2 Nebenfluß der Donau, 3 Fett, 4 feierlicher Brauch, 5 deutscher Strom, 6 alkoholisches Getränk, 9 Gotteshaus, 12 juristischer Beamter, 13 Längenmaß, 15 Nebenfluß der Donau, 16 berühmter Arzt (Diphtherie-Heilserum), 20 süddeutscher Freistaat, 21 europäische Hauptstadt, 22 Nebenfluß des Rheins, 24 Schmuck des Menschen, 25 Waffe, 26 sommerliche Erfrischung. 30748

Bilderrätsel



Das höchste Gut

Welchen Text ergeben die Silben dieses Rätsels, wenn sie in der richtigen Reihenfolge miteinander verbunden werden?

Auflösungen

Kreuz-Wort-Rätsel:

Waagerecht: 1. Isar, 5. Eros, 9. Name, 10. Duma, 11. Emmi, 12. Eder, 13. Steckling, 15. Hut, 16. Hausratte, 22. Asra, 23. Neer, 24. Frahm, 25. Neid, 26. Fant, 27. Erle. — Senkrecht: 1. Ines, 2. Samt, 3. Amme, 4. Reichsamt, 5. Edeltanne, 6. Rudi, 7. Omen, 8. Sarg, 14. Kur, 16. Haff, 17. Asra, 18. Uran, 19. Teer, 20. Teil, 21. Erde.

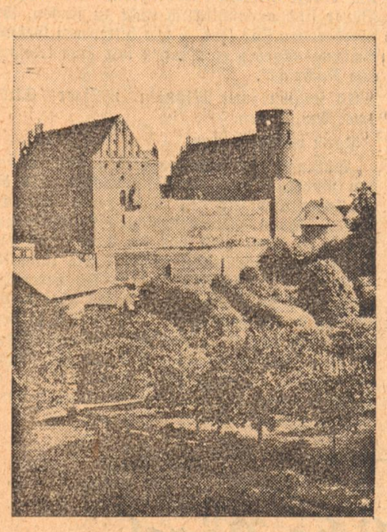
Rösselsprung:

Musik, du herrliche, vor dir verschwindet
Der reichsten Sprache ausdrucksvollstes Wort;
Warum auch sagen, was das Herz empfindet,
Tönt doch in dir die ganze Seele fort.
Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe sich und wird zu Leid,
Musik allein hat nie ein Herz betrogen,
Doch viele tausend Herzen hoch erfreut.

Bilderrätsel: Das Talent arbeitet, das Genie schafft.

Ostdeutsche Ordensburgen

Deutscher Osten! Symbol einer großen Vergangenheit, Ruhm und Ehre unserer Geschichte, stand hier doch die Wiege Preußens und jenes Deutschtums, das staatenbildend vom Osten siegreich nach Westen vordrang. Als weithin sichtbare Zeugen dieser machtvollen großdeutschen Vergangenheit begegnen uns hier auf althistorischem Boden Ostdeutschlands jene stattlichen Ordensburgen, noch heute lebendigste Geschichte, unserer Zeit treibender Ansporn. Die ältesten Ordensburgen Ostpreußens waren nach dem Muster der alten Preußenburgen aus Holz erbaut; erst mit dem Jahre 1260 begann man allgemein mit eigentlichen Steinbauten. Die zwischen 1240 und



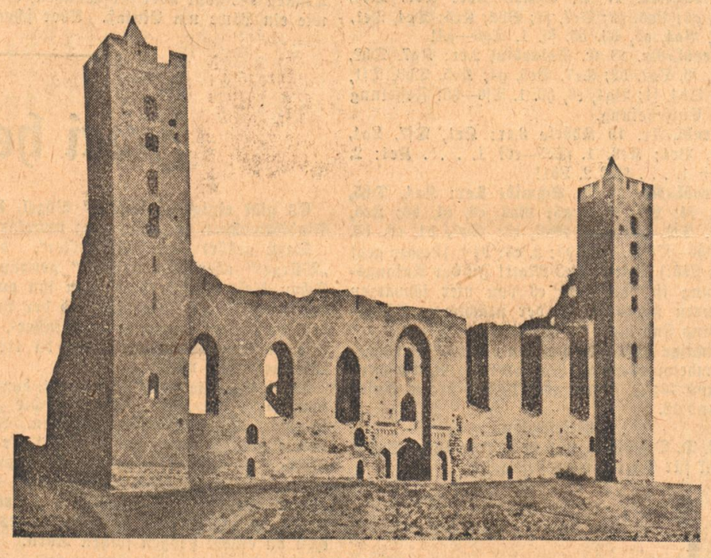
Schloß Allenstein

1250 errichtete steinerne Ordensburg Balga war in dieser Hinsicht ein zunächst vereinzelt gebliebener Vorläufer. Die Entwicklung der ostpreußischen Ordensburgen setzte vom Frischen Haff ein, um von hier aus weiter östlich und südlich vorzudringen; dementsprechend ist auch jeweils das Alter der Ordensburg einzuschätzen. Die Burgen des Ermlandes machen jedoch in ihrer Entstehung zeitlich eine Ausnahme, denn erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann man hier mit dem Bau der Ordensburgen. Viele dieser alten Ordensburgen haben den ostdeutschen Orten und Städten den Namen gegeben.

Beginnen wir unsere Wanderung durch das ostdeutsche Ordensland mit Insterburg, dessen heutiges Schloß die Ordensburg von damals verkörpert. An seiner Stelle erhob sich bereits im Jahre 1256 die alte Heidenburg Unsatrapis, die im genannten Jahr zerstört nunmehr der Ordensburg Platz machen mußte. Als Gründungsjahr der letzteren, das nicht genau feststeht, nimmt man allgemein 1336 an. Eine reiche Chronik verklärt das Schicksal der alten Insterburg, wo sich der Orden zu seinen berühmten „Litauerfahrten" zu versammeln pflegte. Lange Zeit stand an der Spitze der Burg ein Komtur mit einem Konvent, später von 1347 ab begnügte man sich mit einem „Pfleger". Im Kampf mit dem feindlichen Slawentum wurde die Insterburg mehrfach verbrannt, aber vom Orden immer wieder aufgebaut. Oftmals weilten auf der Insterburg in alter Zeit hohe Gäste, so 1377 Herzog Albrecht III. von Oesterreich, 1390 Graf Heinrich Derby, der spätere König Heinrich IV. von England und 1642 Königin Maria Eleonore von Schweden, die Gemahlin Gustav Adolfs. Der spätere Verfall des Ordens besiegelte auch das Schicksal der alten Insterburg, die dann mannigfachen Zwecken diente, wie zu Hofgerichten und Kasernen.

Der im Pregelgebiet liegenden Ordensburg Tapiau, 1280 bis 1290 erbaut, war seitens des Ordens eine wichtige Aufgabe gestellt, denn sie hatte das Samland gegen die streitlustigen Litauer zu schützen. Entsprechend dieser wichtigen Aufgabe hatte der Orden die Burg im großen Stil ähnlich wie die Marienburg angelegt. Nach Verlegung des Hochmeistersitzes von Marienburg nach Königsberg, sank die Burg Tapiau zur „Ordensliberei" herab, nahm also die Büchersammlung und das Staatsarchiv des Ordens auf. Herzog Albrecht von Preußen wählte Tapiau wiederholt zu seiner Residenz und fand hier auch 1568 seinen Tod.

Wenden wir uns nunmehr der Marienburg zu, wohl der großartigsten Schöpfung deutscher weltlicher Baukunst des Mittelalters. Ein Juwel deutscher Burgen, eine Ruhmestat altdeutscher Architektur, heute das stolzeste Bauwerk des deutschen Ostens. Hier auf der weit in das Land schauenden ragenden Marienburg erlebte der deutsche Orden als Gründer eines ausgedehnten Staates und Reiches seine Glanz- und Blütezeit, von hier aus ergoß sich im flutenden Strom der reiche Segen der deutschen Kultur über das geistig arme Slawentum, das wohl Ordensburgen zerstören, aber keine wieder aufbauen konnte. Von 1309 bis 1457 war die in monumentaler Gotik gehaltene Marienburg Sitz der Hochmeister des deutschen Ordens, der in vorbildlicher Kulturarbeit überall blühende Ortschaften und Städte schuf, wo vordem ein wirtschaftliches Nichts, die Nacht der Unkultur waltete. Eine Wanderung durch die Marienburg ist immer ein unvergeßliches architektonisches Erlebnis, denn eine



Schloß Rheden

Fülle baulicher Schönheit findet sich hier mit gewaltigster Monumentalität des Gesamtwerkes gepaart. Vorburg, Hochschloß und Mittelschloß, einschließend den künstlerisch packenden Hochmeisterpalast, wirken wie großartige mittelalterliche Offenbarungen, die uns mit ihrem starken Echo aus fernster Zeit an Herz und Seele gehen. Die um das Jahr 1270 erstandene Marienburg war Zeuge großer geschichtlicher Ereignisse, mehrfach von den Polen belagert, hat sie zu allen Zeiten fest in der Hand der deutschen Ordensritter aller anmaßenden feindlichen Begehrlichkeit widerstanden, um schließlich durch tragisches Verhängnis von ehrlosen Söldnerführern 1457 den Polen verpfändet zu werden, die so ruhmlos in den vorübergehenden Besitz der einst hart umstrittenen Burg kamen. Mit der Geschichte der ehrwürdigen Marienburg finden wir das rühmliche Schicksal der großen Ordenshochmeister auf das Innigste verknüpft. Namen, wie Dietrich v. Altenburg und Winrich v. Kniprode umschreiben glanzvoll die Ruhmeszeit des damals allgewaltigen deutschen Ordens.

In der Verfallszeit des Ordens trat nach dem Verlust der Marienburg politisch an deren Stelle Königsberg, das 1457 als Sitz der Hochmeister erwählt wurde. Noch einmal erstand im Jahre 1512 dem Orden ein Großer in dem Hohenzollern Albrecht, einem Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, der zum Hochmeister gewählt, 1925 den Ordensstaat in ein Herzogtum umwandelte und unter anderem auch 1544 Stifter der Königsberger Universität wurde. In Königsberg war schon in früher Zeit durch den Orden eine Burg errichtet worden, und zwar im Jahre 1257 auf dem Platz des heutigen Schlosses, wie überhaupt Bauteile des letzteren mit der alten Ordensburg übereinstimmen. Kurz nachdem der deutsche Hochmeister seine Residenz von Venedig nach der Marienburg verlegt hatte, wurde die Ordensburg Königsberg dem Ordensmarschall als Wirkungsstätte überwiesen. In dem ewigen Auf und Nieder des Ordens, in seinem steten Kampf ums Dasein, ist natürlich auch die Chronik der Ordensburg Königsberg nicht von tragischen Zwischenfällen frei, denn die Geschichte des Ordens ist vielfach diejenige seiner Burgen.

Von zwiespältiger Art erweist sich die Geschichte der Burg Allenstein, die nach 1353 errichtet, eine hervorragende bauliche Schöpfung der Domherren von Frauenburg darstellt. Kriege und Feuersbrünste teilten sich im Laufe der Jahrhunderte in die Zerstörung der Burg, die jedoch immer wieder aufgebaut wurde. Berühmt ist die Allensteiner Burg auch dadurch, daß auf dieser in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts Kopernikus das Amt eines Domkapitel-Administrators versah, wobei ihm der runde Burgturm für seine astronomischen Studien ausgezeichnete Dienste leisteten. Der Abfall vom Orden hatte nicht nur die Stadt, sondern auch die Burg erheblich geschädigt. Zu den stattlichen Ordensanlagen zählt auch das alte Ordensschloß zu Preußisch-Holland, dessen Bau vor das Jahr 1319 fällt. Als der sogenannte Reiterkrieg das Ordensschloß im Jahre 1521 bis auf den schönen kreuzgewölbten Keller zerstörte, blieb das Ganze längere Jahre eine Ruine, bis Herzog Albrecht 1543 den Wiederaufbau verfügte. Der Name der Stadt, ursprünglich Pazlulkautend, geht auf eingewanderte Holländer zurück. Ueberaus groß und stattlich ist die Zahl der weiteren auf ostpreußischem Gebiet liegenden alten Ordensburgen, auf die hier sämtlich einzugehen nicht möglich ist. Nur einige seien noch mit ihrem Namen

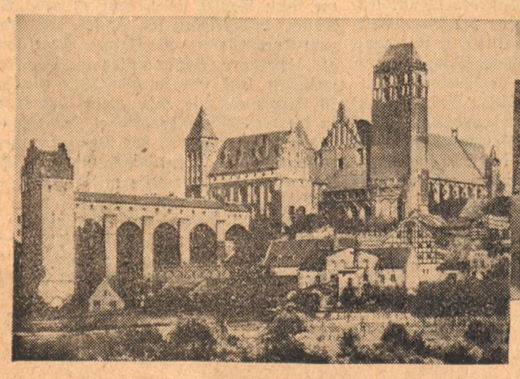
Das Königsberger Schloß

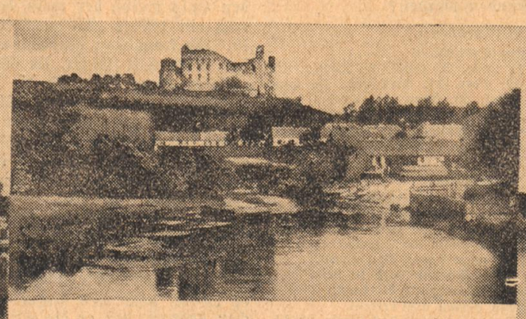
erwähnt; so die stattliche Ortelsburg, benannt nach dem Elbinger Komtur Ortolf von Trier, weiter die Ordensburgen Soldau, Neidenburg, Gilgenburg, Lötzen, Johannisburg, Osterode, Rastenburg usw. Man erkennt, wie der deutsche Orden mit großem politischem Weitblick das ganze Land planmäßig mit festen Ordensburgen überzog, um sich durch diese zahlreichen Festen den Besitz des mühsam kolonisierten Landes zu sichern.

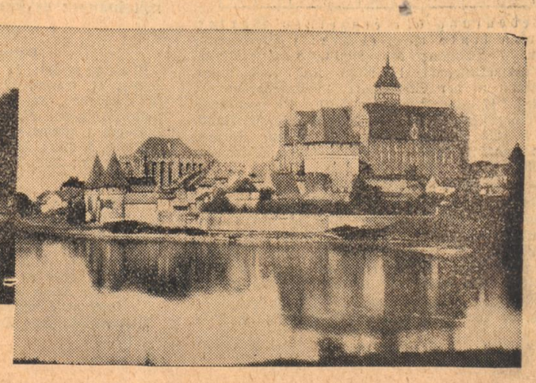
Auch auf dem Boden Westpreußens begegnen wir in gleicher Weise großartigen Ordensburgen, von denen wir schon die Marienburg erwähnten. Als eine bedeutsame bauliche Schöpfung tritt uns, heute allerdings als Ruine, das einstige Ordensschloß Gollub entgegen, das sich freundlich auf einem nahe der Stadt gelegenen Hügel erhebt. Die Erbauung des Ordensschlosses wird dem Landmeister Konrad Sack zugeschrieben. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hielt hier die Prinzessin Anna von Schweden ihren Einzug, die das stark verfallene Schloß wieder ausbauen ließ. Auch Marienwerder, mit seiner stattlichen Ordensburg, zählt zu den ältesten Ordensgründungen. Die vermutlich um das Jahr 1233 angelegte Ordensburg ist eine Schöpfung des Landmeisters Hermann Balk. Die Bischöfe von Pomesanien, die nicht in Riesenburg residierten, wählten 1285 Marienwerder zum Sitz eines Domkapitels, das sich neben der Domkirche ein festes Schloß erbaute. Die alte Ordensburg selbst wurde als bischöfliches Schloß benutzt. Die Ordensburg ist heute verschwunden; geblieben ist das stattliche Domkapitelschloß. Baulich zeigt dieses einen sogenannten Dansker, eine wuchtige Bauanlage, die als Abort diente. Man sieht an der Westseite einen weit vorspringenden Turm, zu dem eine 55 Meter lange, auf fünf ragenden Bogen ruhende Brücke führt. Die merkwürdige Bauanlage, vielfach bei Ordensburgen anzutreffen, übt auf das ganze architektonische Gepräge keinen geringen Einfluß aus.

Nächst der Marienburg wohl die großartigste westpreußische Ordensburg war die zu Rhoden, die 1234 errichtet wurde und gleichfalls ein Werk des Landmeisters Hermann Balk darstellt. Die stattliche, heute als Ruine in das Land ragende Ordensburg Rhoden hatte die Aufgabe, das eroberte Land gegen Einfälle der heidnischen Preußen zu schützen. Die noch heute erhaltenen, kühn gen Himmel strebenden Burgtürme reden eine deutliche Sprache von der einstigen Macht des alten deutschen Ritterordens. Auch in Westpreußen stoßen wir wie in Ostpreußen auf Schritt und Tritt auf Ordensburgen, die immer wieder Zeugnis von der gewaltigen Kulturarbeit ablegen, die hier einst der deutsche Ritterorden unter teils schweren Kämpfen jahrhundertelang leistete. Darum deutscher Pilger, wandre gen Osten, schaue die Schönheit dieses alten Ordenslandes, erfreue dich seiner wuchtigen Ordensburgen, die als bedrohte rühmliche Symbole einstigen und jetzigen Deutschtums deine Gegenwart brauchen, damit den dort hart um ihr Dasein kämpfenden deutschen Brüdern die helfende und schützende Volksgemeinschaft zum Trost und zur Gewißheit wird.

Dr. Paul Martell.







Marienwerder — Gollup — Marienburg

Ernte im Gewitter

Von Erich Tüllner

Es war in jener Zeit, als die Männer im Schlamm der Schützengräben lagen und man die Halbwüchsigen zur Erntearbeit aufbot. Damals kam auch ich in die Ebenen Ostelbiens auf den Hof eines Onkels, nahm Harke und Forke zur Hand und war fortan dem Acker ergeben wie meine Ahnen.

Der Sommer war früh gekommen und hatte Hitze und Dürre gebracht. Der staubige Duft des reifen Korns lagerte über den Feldern wie eine gasige Wolke flimmernden Dunstes. Gelbe, nacktgebrannte Teufelsspuren, dorrten die Wiesen nach wochenlanger Regenlosigkeit.

Im Juli stand der Roggen trocken und fertig zum Einfahren. Die Frauen banden die Garben, indessen ich die Hocken zusammenstellte und mit der großen Harke die Stoppeln nachzog. Kam aber die Zeit des Vesperns, so saßen wir mitsammen vor den Mandeln und aßen Austerkuchen und tranken Kaffee aus Gerste und roten Rüben.

Wie alles sich gewandelt hatte! War es nicht erst wenige Jahre her, daß ich glücklich und voll kindlicher Freude an der weiten fruchttragenden Landschaft über die Aecker gegangen war! Und hatte ich nicht eben noch meine ländlichen Freunde gelehrt, Speer und Stein zu werfen und über die Sandkuhle an der einsamen Birke vorm Dorf zu springen!

Die Zeit der Sorglosigkeit war zurückgewichen wie das Meer bei Ebbe — geblieben war der Ernst; denn ohne Vorbereitung und Uebergang waren wir Männer geworden, und als Männer mußten wir handeln.

Als ich zum ersten Male zufaßte, lachten die Mädchen unter ihren weißen Ernteschuten. „Feine Händ hett de Jung!" spotteten sie und betrachteten dabei ihre braunen, verarbeiteten Fäuste. Aber bald war ich doch einer von ihnen und wie sie berufen zu einer Arbeit, die bis dahin den Männern vorbehalten war.

An einem stickigen Julitage arbeiteten wir auf dem Felde, das elbwärts am großen Graben lag. Am Horizont standen gleich sprungbereiten Tieren dicke dunkle Wolken, und drohend zog ein Gewitter sich zusammen.

„Mokt doch!" trieb der alte Friede, der Fuhre um Fuhre heimlenkte. Wir beeilten uns; denn entlud sich der Gewitterregen, der lauernd hinter den blaugrauen Wolkenrosten hing, so konnten wir die Ernte in dieser Woche nicht mehr einbringen.

Ich fuhr mit dem Alten ein übervolles Fuder in die Scheune. Während er zurückblieb und die Garben abstaken half, spannte ich die Pferde vor einen leeren Wagen und schickte mich an, wiederum aufs Feld zu fahren.

Als ich das Dorf verließ, sah ich, daß sich das Gewitter mit unerwarteter Schnelligkeit herangeschoben hatte. Der halbe Himmel war von einer jagenden Wolkenschicht bedeckt. Ueber die Felder fegte ein harter, gewittriger Wirbelwind.

Plötzlich zerriß die Dunkelheit über mir, und ein Blitz fuhr nieder.

Die Pferde bäumten. Ich hielt sie mit aller Kraft und versuchte sie zu beruhigen. Sie aber fürchteten das Wetter und schwitzten und stoben unaufhaltsam davon. Und nun begann, nach einem neuen Wirbel, der Laub und Staub aufquirlte, mit Urgewalt ein dicker, Quesen schlagender Regen.

*

Die Pferde schnauben. — Die holprige Chaussee glättet sich unter den sprühenden Regenfluten. — Der Wagen springt in die Kurve, an der die alte Birke steht.

Jetzt fährt ein Blitz aus der grauschwarz verhängten Höhe nieder auf die Birke, daß sie flammend zerreißt wie ein durchhauenes Tuch. Feuer schlägt aus dem Stamm. Ich sehe es — und sehe es doch nicht. Denn nun springen die Pferde an und gehen mit mir durch, was das Zeug hält.

„Herrgott!" brülle ich. „Halt doch, ihr Deibel!" Aber da ist nichts zu halten. Und als seien sie auf der Flucht vor dem Leibhaftigen, stieben sie dahin.

Die Pferderücken glänzen wie dunkle, braune Seide. Schön, will ich denken, und fühle, wie eisig der Tod nach mir greift. Und dann durchmesse ich in der Spanne eines Augenblicks mein ganzes Leben und werde hellsichtig für seine unendliche Vielfalt.

Als ich den Feldweg erreicht habe, der von der Straße abzweigt, reiße ich die Pferde mit aller Kraft herum. Der leere Wagen poltert über hölzerne Querbohlen — wühlt sich durch den tiefen, aufgeweichten Sand — und schaukelt in den ausgefahrenen Spuren weiter.

Ich wippe auf dem Bock wie bei schwerer See der Steuermann auf der Kommandobrücke. Solange der Weg gerade verläuft, werde ich die Pferde in der Gewalt haben, denke ich. Was aber, wenn sie aus der Spur kommen und über den Feldrain auf den Stoppelacker rasen!

Immer noch prasselte der Regen auf uns nieder — immer noch reißt der Blitz mit Messers Schärfe die dunklen Wolkengehänge entzwei. Immer noch — immer noch verlieren die Pferde den Atem nicht.

Plötzlich schreie ich auf. Wir haben das Feld erreicht, auf dem wir den ganzen Tag geerntet haben. Die Pferde erkennen es und setzen quer über den Rain.

Der Wagen schwankt. Das rechte Vorderrad wühlt sich in die aufgelockerte Erde — splittert — bricht. Ich springe ins Leere — sinnlos — ohne Ziel. Der Wagen stürzt über mich — ein Keulenschlag trifft mich in den Rücken — und ich verliere das Bewußtsein.

*

Ich weiß nicht, wie lange ich ohne Besinnung lag. Sollte ich den Träumen glauben, die in diesem Augenblick wie ein reißender Bach mir durch den Sinn flossen, so war es eine Ewigkeit. Denn während ich zwischen Himmel und Erde schwebte, verwandelte sich das Land unter mir mit ungekannter Schnelligkeit wie die Szenerie eines Theaters. Und wo eben noch kahle Felder waren, schoß nun das Korn in die Höhe, reifte zusehends, wurde gemäht, eingefahren, gedroschen, und wandelte in langer Prozession, lebendig geworden durch eine geheime Kraft, den klappernden Mühlen zu. Dazwischen aber traf mich der Blitz, und in Angst und Erschrecken wälzte ich mich auf der unsichtbaren Wolke, die mich trug.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich zuerst den Himmel, der in abendlichem Lichte wie ein blankgeputzter Saphir über mir hing. Dann versuchte ich den stechenden Schmerz, der mir den Rücken lähmte, zu überwinden und mich aufzurichten. Da aber drückten zwei Hände mich sanft nieder, eine weiße Schute beugte sich über mich, und eine warme Frauenstimme sagte: „Bliew ruhig, Jung — bliew ruhig liggen!"

Allmählich begriff ich, wo ich war, und erkannte die Frauen, die sich um mich mühten, die Mandeln, die vom Regen durcheinander geworfen waren, und den Wagen, der mit gebrochener Vorderachse seitwärts lag. Der Himmel aber, der noch vor kurzem Blitz und Donner ausgespien hatte, ruhte blau und still über mir wie ein Meer ewigen Friedens.

Langsam kehrte mir die Kraft zurück, daß ich aufstehen und mich zu den Mägden gesellen konnte, die das Gewitter im Schutze der Mandeln überstanden hatten. Die sagten mir, daß im Fallen eine der äußersten Sprossen des Leiterwagens mich in den Rücken getroffen hätte. Und da fühlte ich von neuem den Schmerz, als habe des Teufels Großmutter sich mir ins Kreuz gehockt.

Indessen wir saßen und warteten, kam der alte Friede mit einem leeren Wagen wieder. Wir stiegen auf, luden die Sensen und Harken ein, verstauten die Kaffeekrüge und fuhren heim.

Drei Tage spürte ich den Schmerz bei jeder Bewegung und konnte nur leichte Arbeit verrichten. Aber tiefer nach innen als dieser Schmerz wirkte der Augenblick, in dem die Hölle den Himmel erstiegen hatte und ich mitten in einsamen Feldern dahingerast war wie ein erschreckter Pan zwischen Leben und Tod. Denn nur in der Minute der Gefahr erahnen wir den Gott, der über uns und allen Feldern wirkt.

Die chinesische Handtasche

Von Norbert Jacques

Hamelius ging langsam in den Untergrundbahnhof hinab. Es eilte ihm nicht, denn seine Frau hatte telefoniert, daß sie eine Freundin besuchte. Er kam also in eine leere Wohnung. Als er vom Beamten seine durchlochte Fahrkarte zurückbekam, sah er einen Angestellten der Untergrundbahn wie eine Erscheinung aus der dunklen Röhre des Zugkanals herausklettern. Berlin stand in diesen Tagen unter dem Eindruck einer Katastrophe, die einem alten Universitätsprofessor auf der Untergrundbahn das Leben gekostet hatte, und Hamelius, dem das Ereignis sofort gegenwärtig wurde, fühlte einen Schauer über seine Haut laufen, als er den Mann aus der Dunkelheit auftauchen sah.

Der Angestellte kam heran. Hamelius sah ihn an und bemerkte plötzlich, daß der Mann etwas in der Hand hielt. Das Merkwürdige war, daß dies blaue Etwas Hamelius bekannt war. Der Angestellte begann zu laufen. Dadurch kam es, daß Hamelius, ohne es zu wollen, ihm den Weg vertrat. In diesem Augenblick erkannte Hamelius den Gegenstand, den der Beamte in der Hand trug. Es war die Handtasche seiner Frau.

Er erschrack ahnungslos. Er trat rasch auf den Beamten zu und faßte ihn am Arm. Er konnte sich nicht irren. Die Handtasche war mit einer ungewöhnlichen chinesischen Stickerei gemacht, ein goldener Löwe zwischen goldenen Wolken auf blauer Seide. Er hatte die Stickerei selber mit aus China gebracht. Er sagte dem Beamten gutmütig und lächelnd: „Verzeihen Sie, das ist ein komischer Zufall. Das ist die Handtasche meiner Frau.

Der Beamte zuckte zurück, sah ihn erschrocken an und stammelte etwas. Dann machte er Anstalten sich eilig zu entfernen. Hamelius, der sich nicht bewußt war, was los war, griff erregt nach der Tasche. Der Angestellte ließ sie los, und Hamelius sah, daß Blut an dem Réticule klebte, und als er fast in demselben Augenblick heftig erschrocken dem sonderbaren Beamten nachschaute, der den Perron hinauflief, bemerkte er, daß um einen der Pavillons auf dem Steig eine Menge wie in ängstlicher Erstarrung zusammengedrängt stand. Da war ihm auf einmal, als ob der niedrige Boden des Gewölbes über seinen Schädel niederbräche. Sein Herz stach ihn mit brutaler Jähheit. Er begann zu laufen und glaubte, seine Beine brächen ab. Er stürmte in den Haufen hinein und brüllte mit rauher erstickender Stimme: „Ist sie tot? Ist sie tot?"

Aber der Beamte war vor ihm zum Pavillon gekommen. Er hatte rasch gesagt: „Ihr Mann kommt!" Der Haufen der Zuschauer war in Schauer und Mitleid geraten. Alle Herzen schlugen erregt dem Unglücklichen entgegen. Der rauhe Reif, den der Unglücksfall der unbekannten Frau auf alle Sinne der Frauen und Männer gebreitet hatte, die Zeugen der Katastrophe gewesen waren, und der die Menschen in einem stumm grauenden innerlichen Erfragen bewegungslos um den blutigen Klumpen gebannt hielt, den vor wenigen Minuten noch ein schönes Leben getragen hatte, schmolz rasch hin. Alle wandten sich zu dem getroffenen Mann.

Sie glaubten, er ertrüge den furchtbaren Anblick nicht. Sie warfen sich ihm entgegen. Er drängte in sie hinein. Eine Frau hing sich in seinen Arm. Er brüllte ihr ins Gesicht: „Ist sie tot?" Das fremde Frauengesicht war in einem stumm bejahenden Schmerze gefaltet. Hamelius keuchte und schüttelte die Frau ab. Männer stellten sich vor ihm auf und griffen nach ihm. Er hob die Faust hoch, in der noch zusammengedrückt der chinesische Beutel lag, und schlug gegen sie und schrie dazwischen: „Ist sie tot?" Und die Männer krallten sich an den Verzweifelten, der um den Blick eines blutenden Haufens von Menschenfleisch kämpfte, während sich Frauen wie eine Barriere an die Türe stellten, hinter der das entsetzliche Geheimnis lag.

Hamelius tobte in den Armen der Männer, die ihn festhielten. Das Gewölbe hallte vom Kampf und von seinen Rufen nach dem ermordeten Leben. Ein Zug fährt ein. Reisende strömten aus den Wagen. Die hellen Löcher der Fenster und Türen schauten wie große gierige und brutale Augen. Die Reisenden stellten sich um die Gruppe auf. Man erzählt ihnen rasch und aufgeregt. Einige Arme halfen den Männern, die Hamelius den toten, blutgemengten Anblick nicht gönnten, man führte ihn mit Gewalt auf eine nahe Bank, preßte ihn dort nieder und hielt ihn fest.

Da brachen Kraft und Widerstand in ihm und er begann den Schmerzgefühlen zu lauschen, die wie eine Maschine sein Inneres zerfetzten. Er konnte nicht weinen. Seine Augen waren hart geworden wie Granit. Sein Bewußtsein war vom plötzlichen Entsetzen dumpf gelähmt. Der Schmerz schrie und brauste in seinem Herzen und er konnte weiter nichts tun, als lautlos in seine Zersetzung hineinmurmeln: „Nina ist tot! Nina ist tot!"

So saß er da, während eine junge Frau auf dem Perron daherkam. Ihre Fesseln schauten unter dem Saum ihres Kleides heraus, dünn und springend, wie feine elastische Wesen. Sie ging mit einer zarten Gestalt tänzelnd dahin, und die Frühlingsseiden umflossen blühend ihre Schlankheit. Man schaute ihr nach.

Die Frau sah die Menschen. Sie schmiegte sich in den Rand des Haufens hinein, hob ihr kleines, dünnes Näschen, um zwischen den Schultern der andern hindurchsehen zu können, worum die Aufregung der Menschen ging. Da erblickte sie auf der Bank einen bloßen Kopf mit wirrem Haar in zwei Hände gesunken, sah im Schatten zwischen den zwei Händen verwischt den Teil eines Gesichts, stutzte und sprang auf einmal wie eine Katze in den Haufen der Menschen hinein, stieß sie beiseite, schlug sich durch, ergriff die zwei Hände und beugte sich nieder und riß den Männerkopf an den Haaren hoch.

Hamelius schaute müd und bewußtlos auf. Was machte man mit ihm? Seine Blicke waren trüb vor innerlicher Erhitzung. Aber was er zuerst verwischt und dann blinzelnd sah, war ein seltsamer Schrecken, war ein schauriges Märchen von Unwahrscheinlichkeit und Geheimnis. Er richtete sich hoch. Er riß die Augen ganz auf. Aber schon spürte er das Frauengesicht an seiner Wange und weiche Hände betasteten streichelnd sein Gesicht. Da erkannte er. Er sprang auf. Er wollte ihren Namen brüllen: „Nina!" Aber es war ihm, als ob seine Stimme wie ein süß ertötender Dolch seine Kehle hinab ins Herz sauste. Er drückte sich verloren an die kleine zarte Frau an.

Die Menschen rundum lachten oder weinten. Alle Gesichter waren verzogen. Alle Herzen sprangen wie Heuschrecken im Mai. Niemand wußte, was geschehen war. Aber alle durchfuhr die Ahnung, daß ein Glück auf die Erde gekommen sei. Sie gingen langsam auseinander.

Als Hamelius wieder er selber war, schaute er seine Frau an. Aber die Frage nach dem Zusammenhang traute sich noch nicht über seine Lippen. Da sah Nina ihr chinesisches Ridikül „Wie hast du meine Handtasche wiederbekommen?" fragte sie heftig erstaunt. Hamelius zuckte mit den Schultern. Da erzählte die Frau, sie habe sich oben auf eine Bank gesetzt, um ein wenig auszuruhen, und habe die Tasche neben sich gelegt. Als sie weitergehen wollte, sei die Tasche verschwunden gewesen, und sie habe nur eine Frau hastig auf den Untergrundbahnhof zueilen sehen. Sie selber sei sehr erschrocken über den Verlust gewesen und habe sich gedacht, daß die davoneilende Frau die Diebin sei, aber sie habe nicht den Mut gehabt, ihr zu folgen.

Dann kamen Sanitätsbeamte mit einer Bahre in den Bahnhof und trugen die Frau davon, der die kleine chinesische Handtasche das Leben gekostet hatte. Denn um dem Gefaßtwerden zu entgehen, war sie in den Bahnhof hinabgelaufen, in den im Abfahren begriffenen Zug gesprungen, und der Wagen hatte sie niedergerissen, unter sich geschleudert und zermalmt.

Tiroler Anekdote

Von Max Gorbach.

Es war im Jahre fünfzehnhundertzwölf. Die Pest regierte im Land; sie griff auch in den einsamen Aschbacher Hof im Vorderwald. Als sich der Bauer von ihrem schwarzen Arm gedrosselt fühlte, schickte er nach dem Priester, daß er ihm die letzte Zehrung reichte, ehe ihm der Atem ausging. Der Pfarrer von Kolsaß — zu dessen Pfarre der Hof gehörte — kam mit dem Sakrament. Wie er aber hörte, was für ein fürchterlicher Tod den Bauer umfing, war er nicht um alles zu bewegen, das gezeichnete Haus zu betreten.

So trat er denn ans Fensterlein, zeigte dem armen Sünder die Hostie und rief ihm zu: „Schau sie nur an und mach eine gute Meinung dazu, das ist so viel als hättest du sie empfangen!" Danach lief er eilend davon.

Da schickte der Bauer nach dem Milser Pfarrer. Der scheute den weiten Weg auf der steinigen Straße in der Sommerglut nicht und spendete ihm furchtlos den Trost des Sakramentes. Wider alles Erwarten kam der Bauer mit dem Leben davon.

Zur Zeit, als die Bauern ihren Pfarrern den Zehent ablieferten, fuhr er mit hochgeladenem Kornwagen vor die Tür des Pfarrherrn zu Kolsaß. Der sah zum Fenster heraus und rief: „Bringst du mir den Zehent, Aschbacher, das lob ich an dir!" — Der aber lachte und erwiderte: „Wohl, Herr! schaut ihn nur an und macht eine gute Meinung dazu, das ist so viel, als ob ihr ihn gekriegt hättet." Er wandte um, fuhr hinüber nach Mils und lud dem erstaunten Pfarrer seine goldenen Garben ab.

Von der Stunde an blieb der Aschbachhof nach Mils eingepfarrt.

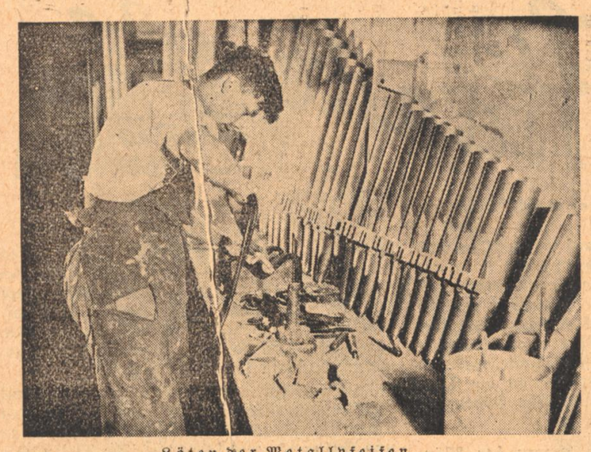
Eine ORGEL wird gebaut

Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, daß die großen romanischen und gotischen Dome bei gottesdienstlichen Handlungen einst nicht erfüllt worden sind von brausendem Orgelklang. Die ersten brauchbaren Orgeln sind aber erst zu einer Zeit entstanden, in der die gotischen Dome meist schon vollendet waren. Es waren lange Versuche notwendig, bis man zur ersten brauchbaren Orgel gekommen ist. Erst als man lernte, eine hölzerne Lade, auf welche man die Pfeifen aufsetzte, herzustellen, jede Klappe mit einem eigenen Handhebel zu bedienen und eine Windzuführung mit Bälgen oder auch durch Wasserdruck auszuführen, da waren die Grundbedingungen für den Orgelbau gegeben. Allmählich lernte man dann die Orgel mehrstimmig spielen und verschiedene Klangfarben durch einzelne Register zu erzielen. Diese Orgeln waren so schwerfällig, daß man die Tasten mit den Fäusten bearbeiten mußte; auch heute noch spricht der alte Organist gern vom „Orgelschlagen". Mit dem 15. Jahrhundert wurde die Mechanik so verbessert, daß man fließend Orgel spielen konnte. Aus diesen Anfängen entwickelte sich schließlich die große Orgelbaukunst, die die technische Grundlage für Johann Sebastian Bachs Wunderschöpfunden bildete. Immer größer wurden in den nachfolgenden Jahrhunderten die Orgeln; waren sie bisher nur Kultinstrumente im Dienst der Kirche und des kirchlichen Oratoriums, so wanderten sie mit der Entstehung des weltlichen Oratoriums aus der Kirche in den Konzertsaal. Besonders bedeutungsvoll waren die Bemühungen des berühmten Abbé Vogler, der in seiner Mannheimer Zeit eine vollständige Reform des Orgelbaues anregte. Die Klaviaturen wurden geteilt und mit verschiedenen Klangstimmen versehen, die Zahl der Register, vor allem auch der Baßregister ungemein erhöht. So war der Weg zur Riesen-Orgel des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts geebnet.

Mit höchstem Erstaunen und Bewunderung steht man zum Beispiel am Orgeltisch des Passauer Domes; diese größte Orgel der Welt besitzt 208 Register. Und vom Orgeltisch aus gehen unzählige Leitungen in unvorstellbarer Ordnung zu den 17 000 Pfeifen. Man kann es nicht fassen, wie ein solches Riesenwerk, dessen einzelne Teile an den verschiedensten Plätzen der Kirche eingebaut sind, zu Stande kommt.

Tatsächlich ist eine Orgelbauanstalt eine Welt im Kleinen, wo alles nötige Zubehör nach altüberlieferter und erprobter Weise hergestellt wird. Wird eine Orgel in Auftrag gegeben, so muß zunächst ein ganz genauer Plan ausgearbeitet werden. Das ist oft sehr schwierig, wenn die Platzverhältnisse in der Kirche ungünstig sind; da muß die Orgel oft in 3 bis 4 Teilen aufgestellt werden. Dann dürfen die Pfeifen nicht etwaige Wandgemälde verdecken, auch der Zusammenklang mit der Architektur des Kircheninnern ist oft nicht leicht zu erreichen. Diese im Einzelnen ausgeführten Pläne gehen dann in die verschiedenen Werkstätten der Orgelbauanstalt.

Da ist zunächst die Werkstätte, in der die Metallpfeifen hergestellt werden. In großen Oefen, die wie aus einer Alchimistenbude stammend aussehen, werden die verschiedenen Zinnlegierungen geschmolzen und die Zinnplatten gegossen. Ueber eiserne Rohre werden sie abgebogen und zusammengelötet, dann mit Ober- und Unterlippe versehen. Das ist das wichtigste bei einer Orgelpfeife, denn von ihrer Länge und Dicke sowie von der Breite der Lippen und des Mundes, durch den später der Luftstrom einströmen soll, hängt im wesentlichen Höhe und Farbe des Tones ab. Sind die Pfeifen fertig, so müssen sie auf die richtige Stimmung gebracht werden. Sie werden behelfsmäßig aufgestellt und an einen Orgeltisch angeschlossen und nun muß der Meister die richtige Stimmung zu erzielen verstehen. Es gehört ein fast unvorstellbares feines Ohr dazu, wie es sich diese ausgesuchten Facharbeiter nur in langjähriger Praxis erwerben können, die kleinen Stimmungsschwankungen herauszufinden. Da muß die Lippe etwas aufgebogen werden, an einer anderen Pfeife der Mund etwas verändert werden, so lange, bis alles den richtigen Ton gibt.



Löten der Metallpfeifen

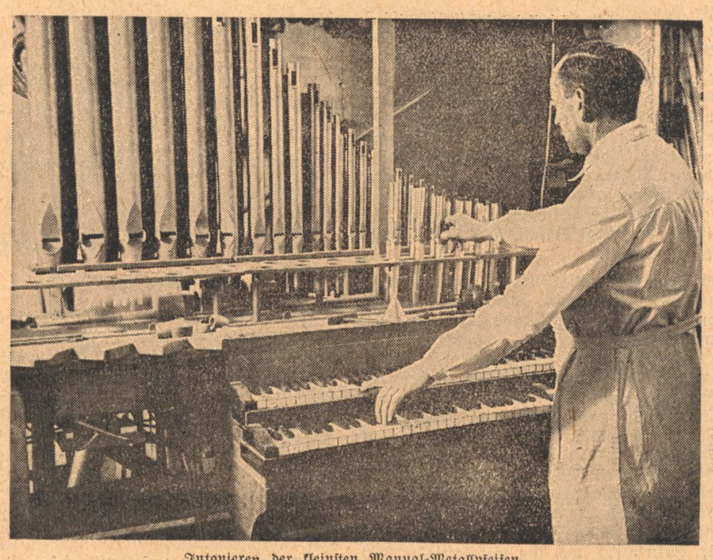
Inzwischen war man auch in der Schreinerei nicht müßig. Hier lagern jahrelang edle Hölzer zu mehr oder weniger feinen Brettern zerschnitten. Aus ihnen werden dann die riesigen Pfeifen hergestellt und zusammengeleimt. Gerade das Holz gibt einen weichen und dunklen Klang. Hölzerne Pfeifen von 8—10 m Länge sind bei einer modernen großen Orgel keine Seltenheit.

In gleicher Zeit wurde auch der Spieltisch ferpen und Zügen, die sowohl das einzelne Spielen eines Registers wie das gemeinsame gestatten. Der Laie macht sich von der Kompliziertheit eines solchen Orgeltisches keine Vorstellung. Da liegen fünf Tastaturen übereinander, darüber eine Unzahl von Knöpfen und Hebeln, links und rechts davon ganze Massen von Schaltungen. Und auch für die Füße des künftigen Orgelspielers wird ein gewaltiges Betätigungsfeld hergerichtet: da ist einmal das Pedal, dessen grobe hölzerne Tasten man mit den Füßen spielen muß — es wird darauf der Baß gespielt —, und dazu müssen wieder eine Menge Kuppelungen von den Füßen bedient werden, auch mehrere Walzen zum Anschwellen und Verklingen des Tons sind eingebaut. Und von all diesen Tasten und Kuppelungen gehen unzählige Verbindungen zu den einzelnen Pfeifen, man muß ja jede für sich gesondert anspielen können. Wenn man nun bedenkt, daß bei vielen der großen Orgeln, hauptsächlich im Konzertsaal, der Spieltisch nicht immer unverrückbar an einer Stelle steht, sondern nach Bedarf an irgendeinem Platz des Orchesters aufgestellt werden muß, so kann man sich einen Begriff von diesem unerhört komplizierten Mechanismus machen.

In einer anderen Abteilung des Werkes werden die Winderzeugungsmaschinen gebaut. Es ist ja nicht so, wie noch zu Zeiten unserer Großväter, daß ein oder zwei starke Männner durch ihr Körpergewicht den Blasbalg treten müssen. Das war nicht nur eine schwere, sondern auch undankbare Arbeit; denn wenn der begeisterte Organist allzu lange mit vollem Werk spielte, dann war es oft den wackeren „Kalkanten" — wie man diese Blasebalgtreter an manchen Orten genannt hat — kaum möglich, den geforderten Luftstrom zu erzeugen. Heute wird der Wind mit Motorenkraft in stets gleichmäßiger und ausreichender Größe erzeugt. Häufig sind diese Motoren, um Nebengeräusche zu vermeiden, außerhalb des Kircheninnern aufgestellt. Durch eine verwickelte Kanal-Anlage wird dann der Luftstrom den einzelnen Pfeifen zugeführt.

So sind in langwieriger, verantwortungsvoller Arbeit alle Teile für die Orgel fertiggestellt worden. Und nun wird sie in einer großen Halle des Werkes probeweise zusammengestellt, eine Arbeit, die selbstverständlich größte Genauigkeit erfordert. Und nun gehts ans Ausprobieren. Zunächst wird die geforderte Stimmung bei den größten Pfeifen, die die tiefsten Töne hervorbringen, herbeigeführt; nach ihnen müssen sich dann alle anderen Pfeifen richten, bis ganz zum Schluß die allerkleinsten Metallpfeifen mit den höchsten Tönen sich organisch dem Ganzen einfügen. Jedes einzelne Register — und deren hat eine große Orgel oft bis zu 200 — vereinigt in sich meist 56 Töne, die sich über mehrere Tonleitern erstrecken und von Pfeifen derselben Form erzeugt werden. Und wenn nun die Intonation aller Pfeifen richtig ist, dann muß noch die Klangfarbe der einzelnen Register zu einander abgestimmt werden.

Erste Probemontage einer fertigen Orgel



Intonieren der kleinsten Manual-Metallpfeifen

Endlich klappt alles und nun wird die ganze Orgel wieder auseinandergenommen und die einzelnen Pfeifen und Pfeifengruppen werden sorgfältig für den Transport verpackt. Ist schon dieser Transport auf der Eisenbahn sehr schwierig, so ist er naturgemäß noch schwerer, wenn die Orgel nach Uebersee geht. Ueberall in der Welt findet man die deutsche Orgel, auch heute hat noch kein anderes Land trotz aller Anstrengung Deutschland im Orgelbau überholen können.

Endlich ist alles fertig. Welch' eine Freude, wenn der Klang der neuen Orgel gewaltig durch die Kirche braust und wenn die hochnotpeinliche Abnahmekommission ihre Bewunderung für deutsche Wertarbeit mit ehrlicher Begeisterung ausspricht!

Unsere Bilder stammen aus einer der größten und ältesten Orgelbauanstalten Deutschlands E. F. Walcker u. Cie., Ludwigsburg

Friedemann Bach

In der Geschichte der Künste wie in der Lehre von der Vererbung der Fähigkeiten ist der Fall der Bachs ein Phänomen. Es ist noch nicht viel gesagt, wenn man feststellt, daß es fast den Anschein hat, als wäre es unter Millionen von Geschlechtern gerade diesem auf geheimnisvolle Weise möglich geworden, den Geistesbesitz generationenlang zu hüten und zu pflegen. Jedenfalls ist uns aus der ganzen Geschichte der Kunst kein ähnliches Beispiel geläufig.

Als Johann Sebastian endlich Arnstadt, die Stätte vieler Qualen und Lasten verlassen konnte und seine spärliche Stelle mit einer besseren in Mühlhausen vertauschen konnte, durfte er endlich auch daran danken, sich mit seiner Braut, der Base Maria Barbara Bach, mit der er schon in Arnstadt verlobt gewesen war, zu verheiraten.

Hier verlebte der Meister wohl die segensreichsten und glücklichsten Jahre seines Lebens. Hier wurde ihm auch der erste Sohn Friedemann am 22. November 1710 geboren. Für ihn verfaßte der Vater sein berühmtes Klavier-Büchlein zum Studium der Musik. Schon mit 23 Jahren wurde er an die Sophienkirche nach Dresden als Organist berufen, wo er bis drei Jahre vor dem Tode seines Vaters verblieb. Es gibt eine Anzahl von bunten und romantischen Geschichten um das Abenteuerleben dieses Musikers; man erzählte sich von Liebschaften und gefährlichen Liebesstreichen Friedemanns, die ihn schließlich sogar ins Gefängnis geführt haben sollen. Aber es ist anzunehmen, daß alle diese Erzählungen der Fabel angehören. Brachvogels gut und lebendig geschriebenes Buch hat hier allerdings viel Verwirrung angerichtet, da es von der wirklichen Geschichte bedenklich abweicht. Daß Friedemann ein unruhiger Geist gewesen sein muß, steht allerdings fest, auch daß sein Lebenswandel allerorts Anstoß erregt hat, steht heute fest. Er war ein Vagabund und ist seiner enormen Begabung das meiste schuldig geblieben. 1747 kam er an die Marienkirche in Halle a. d. S., weshalb er später den Beinamen der Hallesche Bach erhielt. Immerhin blieb er 17 Jahre in dieser Stellung, die er dann doch im Sturm seines Leichtsinns verlor. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens vagabundierte er, verkommen und gänzlich verwahrlost, umher, bis er, vor nunmehr 150 Jahren, am 1. Juli 1784 zu Berlin im Elend starb. Von allen Nachkommen Bachs aber führte er den Stil des Vaters am reinsten, doch auch am individuellsten fort. Seine Konzerte, Sonaten, Suiten, Symphonien zeugen von einem ganz außergewöhnlichen Talent. Am bedeutendsten sind wohl seine Symphonie, die als Ouvertüre einer Geburtstagskantate in D-moll angesehen werden darf, und seine Triosonate. Im Jahre 1758 zeigte die Leipziger Zeitung auf Subskription seine „Abhandlung vom harmonischen Dreyklang" an. Erschienen ist diese Arbeit allerdings nie.